

Rainer Schäfer

Andreas Biermann

# ROTE KARTE DEPRESSION

Das Ende einer Karriere  
im Profifußball

Gütersloher Verlagshaus

den Spielen. Als Andreas in der Berliner Auswahl spielt, begleitet er ihn auch nach Duisburg, wo ein Turnier der Ländermannschaften stattfindet. Gernot Biermann nimmt sich ein Zimmer, um bei seinem Sohn sein zu können.

Immer wieder bekommen die Biermanns Besuch, es sind Jugendtrainer der bekannten Berliner Klubs. Im Wohnzimmer bekommt die Familie zu verstehen, dass es ihr Schaden nicht sein soll, wenn Andreas sich ihrem Verein anschließt. Es hätte viele Vorteile, den Klub zu verlassen. Woanders sind die Plätze besser, bei Schwarz-Weiß sind die Umkleidekabinen zu eng, für ein Klubheim ist kein Geld da. Vor allem könnte Biermann gezielter und intensiver trainieren bei einem der großen Klubs. Aber Andreas Biermann will Spandau nicht verlassen. Schwarz-Weiß ist seine kleine Insel, seine Zufluchtstätte. Geld bekommt Biermann nicht, er bezahlt monatlich den Vereinsbeitrag, bei anderen Vereinen hätte er mit seinem Spiel Geld verdient. »Mir ging es nicht darum, Berliner Meister zu werden. Mir ging es um das Spielen, das hat mir so viel Spaß gemacht bei diesem Verein.« Bei Schwarz-Weiß hat er alle Freiheiten, die er braucht.

Auf dem Spielfeld hat er den Instinkt, das Feingefühl, was er außerhalb vermissen lässt. Auf dem Fußballfeld kann er alle Fesseln sprengen. Sie sind nicht wiederzuerkennen, die beiden Biermanns, der mit und ohne Ball. Der eine ist ein gehemmter unsicherer Heranwachsender, der andere ein selbstbewusster Künstler, der die anderen anführt. Biermann entwickelt sein ganzes Geschick auf dem Fußballplatz, außerhalb geht vieles schief, was er anpackt. Beim Fußball weiß er etwas mit seinem Körper anzufangen, den er sonst trägt wie eine schlecht sitzende Klamotte. Große Gefühle spart sich Biermann für den Fußball auf. Als in der B-Jugend im Pokalderby der Spandauer BC zu Besuch ist, steht es wenige Minuten vor dem Abpfiff 0:0. Der Trainer nimmt Biermann kurz zur Seite. »Wenn jetzt noch einer ein Tor machen kann, dann bist es du.« Biermann geht zurück auf den Platz und trifft. Es sind Momente, da schreit er seine

ganzen Emotionen heraus. Er fällt auf die Knie, ballt die Fäuste und brüllt.

Fußball ist sein Kokon, sein Schutzschild. Wenn er Leistung bringt, ist er unanfechtbar. Wenn er den Fußballplatz aber verlässt, verliert auch dessen Zauber seine Wirkung. Er wird wieder zu Pumuckl, unsicher und befangen. Im Umgang mit Mädchen ist er ungeschickt. Biermann wird groß im Schatten des Balles, er lernt es, seine Gefühle mit ihm auszudrücken. Biermann will nur dort sein, wo ein Ball aufspringt. Das Glück ist: Biermann und der Ball.

## **In die Enge getrieben**

»Schon wieder Post vom Verband«, begrüßt Marlies Biermann ihren Sohn, als der den Lederball aus dem Rucksack nimmt, wie immer, wenn er von der Schule nach Hause kommt. Andreas Biermann nimmt immer einen Ball mit in die Schule, er ist so wichtig wie alle Bücher zusammen. Frau Biermann hat sofort den schwarzen Bären auf dem Briefumschlag erkannt, das Wappentier Berlins. Andreas Biermann ist 15, als er wieder mal eine Einladung vom Berliner Fußball-Verband erhält. Er ist einer der wenigen Spieler, die noch bei einem Stadtteilklub wie Schwarz-Weiß Spandau spielen. Fast alle laufen für die großen Berliner Vereine auf. Biermann hat zwar regelmäßig Angebote vorliegen, aber er scheut den Schritt aus dem kleinen Spandau zu einem der Großklubs. Biermanns Talent ist größer als sein Selbstvertrauen. Oft werden vier, fünf Spieler von Hertha BSC, aus Zehlendorf, von Tennis Borussia oder von den Reinickendorfer Füchsen in die Auswahl berufen. Die Trainer setzen auf Blockbildung. Die Spieler kennen sich aus den Vereinen, sie wissen, wie sie sich auf dem Fußballplatz bewegen, das spart Zeit, um sich abzustimmen. Im Sommer 1995 werden die Jugendlichen zu einem Trainingslager an den Wannsee eingeladen, in Kleingruppen reisen die meisten Jugendlichen an, Biermann kommt alleine mit seiner Sporttasche. Als guter Fußballer

wird Biermann in der Auswahl anerkannt, aber er hat keinen Sonderstatus mehr wie in Spandau. Er ist eines von zwei Dutzend Talenten in diesem Jahrgang. Wenn er sein Fußballrevier verlässt, ist er auf sich gestellt.

Es ist Sommer, das Training treibt den Jugendlichen den Schweiß aus den Poren. Nach einer der Trainingseinheiten gehen sie zum Schwimmen an den Wannensee. Pubertierende Jungs, Milchbärte, die miteinander balgen, versuchen, ihren Platz in der Gruppe zu finden und zu verteidigen. Die Jungs sind laut, der Umgangston ist rau. Biermann wirkt unter ihnen wie ein Gastspieler, der nicht weiß, ob er bleiben darf oder weggeschickt wird. Ausgelassen springen die anderen ins Wasser und albern herum. Es dauert nicht lange, bis Andreas Biermann mit seinen roten Haaren auffällt und seiner Haut, bleich wie ein Bettlaken. Biermann ist dünn, für sein Alter zu dünn, die Knochen drücken durch die Haut. »Guckt euch das mal an, wie das aussieht«, schreit einer der Jungs und zeigt auf Biermann. Bald brüllen alle los und zeigen auf ihn, Biermann merkt, wie die Stimmung sich immer mehr aufheizt und gegen ihn richtet. Wie er dagegen angehen könnte, weiß er nicht. Biermann schwimmt so lange, bis seine Arme schwer werden. Fluchtmöglichkeiten hat er keine, er bleibt so lange im Wasser, bis er keine Kraft mehr hat und Angst hat unterzugehen.

Als er aus dem Wasser steigt, stehen die anderen schon da und verspotten ihn. »Da kommt der weiße Hai«, rufen seine Mitspieler. Es sind nur wenige Meter, die er zurücklegen muss durch dieses Spalier aus feixenden Jugendlichen. Aber er stockt noch heute, wenn er davon erzählt, so unangenehm ist die Erinnerung. Minutenlang spürt er den Spott und die Ablehnung in seinem Gesicht, auf seiner Haut brennen. Biermann hat Tränen in den Augen und rote Flecken im Gesicht. Er fühlt sich den anderen ausgeliefert. Wie er sich wehren soll, weiß er nicht. »Ich bin nicht schlagfertig, ich musste es ertragen und in mich rein fressen«, sagt er. Keiner setzt sich für ihn ein. »Ich war der Einzelgänger, ich hatte keinen Schutz.«

Andreas Biermann ist verletzt und beschämt. Er fühlt sich so erniedrigt, dass er anderthalb Jahre die Einladungen zur Berliner Auswahl ablehnt. Doch es fällt ihm schwer. Fußball ist alles für ihn, seine einzige Bühne, auf die er nun freiwillig verzichtet. Die Gründe, die er dem Verband, im Verein und seinen Eltern mitteilt, sind vorgeschoben: Er wolle sich auf die Schule konzentrieren. Es steht fest, dass er das Abitur ablegen wird. Dabei ist Biermann ein guter Schüler, der es schafft, die Schule und den Fußball zu verbinden, ohne dass seine Leistungen darunter leiden. Aber schon der Gedanke, dass sich eine solche Szene wiederholen könnte, lässt Panik in ihm aufsteigen.

Biermann fühlt sich in die Enge getrieben, es sind Szenen, die sich in seinem Kopf festsetzen, die seinen Hass auf das Leben schüren. »Da war es wieder dieses Gefühl der Hilflosigkeit, das ich während meiner ganzen Kindheit gespürt habe. Ich wollte so etwas nicht mehr ertragen«, sagt Biermann. Die Demütigungen haben ihn auch im Fußball eingeholt.

Auch außerhalb des Fußballfeldes verstärken sich die Konflikte, die ihn hin und her schlingern lassen. Wenn die anderen sich im Schwimmbad treffen, sitzt Biermann zuhause in seinem Zimmer und träumt davon, ein Fußballstar zu sein. Das Schwimmbad meidet er, niemand soll seinen weißen Körper sehen. Wenn er mal ins Schwimmbad mitgeht, lässt er sein T-Shirt an. Wenn die Jungs mit den Mädchen ausgehen, ist er nicht dabei. Wenn sie von den ersten Küssen und Umarmungen erzählen, hört er weg. Das Prickeln, die freudige Unruhe, die er bei den Gleichaltrigen spürt, kann er nicht teilen. »Die anderen hatten ihre ersten Freundinnen. Mein Name fiel nie, wenn es darum ging, wer sich in wen verliebt hatte.«

Mädchen, die seinen mühsam geregelten Gefühlshaushalt durcheinanderbringen könnten, spielen keine Rolle. Biermann meidet sie, wie ein ansteckendes Virus. Er ist introvertiert und ruhig. Er ist zu schüchtern, um Mädchen

anzusprechen oder gar mit ihnen zu flirten. Sein einziges Interesse gilt dem Fußball. »Welches Mädchen möchte Zeit verbringen mit einem Typen, der nur Fußball im Kopf hat?«, fragt Biermann heute. »Ich war ein absoluter Spätzünder, was Frauen angeht. Ich hätte Angebote gar nicht wahrgenommen, weil ich nicht wusste, was die von mir wollen. Ich habe nur Ablehnung erfahren, ich war der Loser.«

Biermann bleibt in der Familie und im Fußballklub. Warum soll er rausgehen, wo andere darauf warten, ihm weh zu tun? Oft besucht die Familie am Wochenende die Verwandtschaft, die vielen Onkel und Tanten in Spandau und Umgebung. Da weiß er, dass nichts Unerwartetes und Unangenehmes geschieht. An der Kaffeetafel wird sich unterhalten, auch darüber, dass Andi ein guter Schüler ist und sich im Fußball sogar außerordentlich gut macht. Da steht er im Mittelpunkt, die Kaffeerunden geizen nicht mit Lob und Anerkennung.

Auf Fotos aus seiner Kindheit und Jugend wirkt Andreas Biermann oft verloren. Er hat etwas Weiches, Verletzliches. »Wenn ich diese Fotos anschau, verstehe ich, dass die anderen sich auf mich gestürzt haben«, weiß Biermann heute. »Ich biete verdammt viel Angriffsfläche.« An seiner Konfirmation trägt Biermann dicke und ziemlich lange Stehhaare. Eine Frisur, für die man Selbstvertrauen benötigt. Sie strebt nach oben, so auffällig, als ob ein Friseursalon ihm eine Prämie dafür bezahlt hätte, für die Haarfarbe Kupferrot zu werben. Seiner Mutter gefallen die roten Stehhaare, Biermann hasst sie, aber er traut sich nicht, etwas zu sagen. »Ich war völlig verunsichert und unselbständig. Ich wollte nicht auch noch mit meiner Mutter anecken.« Auf manchem Foto schaut er auch trotzig und gereizt. Man sieht ihm an, dass er sich nicht mag. Eine zerstörerische Kraft blitzt in seinen Augen.